

### Was ist "Identität"?

Schnell, Rainer; Hill, Paul B.

Postprint / Postprint

Sammelwerksbeitrag / collection article

**Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:**

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schnell, R., & Hill, P. B. (1990). Was ist "Identität"? In H. Esser, & J. Friedrichs (Hrsg.), *Generation und Identität : theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie* (S. 25-42). Opladen: Westdt. Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-121846>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

#### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

# Was ist „Identität“? \*

Paul B. Hill und Rainer Schnell

## 1 Was ist „Identität“?

### 1.1 Vorbemerkung

Im Rahmen der politischen und wissenschaftlichen Diskussion um den Stand und die Entwicklung der Eingliederung von Arbeitsmigranten in der Bundesrepublik Deutschland hat der Begriff der Identität bzw. der ethnischen Identität zunehmend an Bedeutung gewonnen. Diese Tendenz signalisiert weniger eine Vernachlässigung dieser Aspekte in der bisherigen internationalen Migrations- und Eingliederungsforschung, sondern ist eher eine ungerechtfertigte Reaktion auf die sachlich richtige und kontinuierliche Anwendung des Assimilationsbegriffs auch in der deutschen Forschung. Der Ursprung des Mißverständnisses scheint offensichtlich: Wissenschaftliche Analyse und politische Praxis werden ungenügend getrennt. Wer Eingliederung mit Hilfe der Assimilationsterminologie beschreibt und erklärt, gerät so in den Verdacht, Assimilation in allen Dimensionen auch als Soll-Vorstellung zu vertreten. Entsprechend ist bei der Verwendung der Begriffe Identität und ethnische Identität häufig ein normativer Aspekt unübersehbar. Dies erscheint auch als eine Folge davon, daß diese Begriffe zumeist unexpliziert bleiben und ihre theoretische Integration unter anderem auch daher unbefriedigend ist. In diesem Beitrag soll daher - in Fortführung und Weiterentwicklung des dem Projekt ursprünglich zugrunde gelegten Konzeptes der „Identität“ (vgl. die Ausführungen in der Einleitung in diesem Band) -

\* Dieser Artikel ist textidentisch mit Kapitel 1 aus Hartmut Esser, Jürgen Friedrichs (Hrsg.): *Generation und Identität: theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie*. Opladen. 1990, weicht jedoch in der Seitenzählung ab.

der Versuch unternommen werden, neben einer Konzeptspezifikation der Begriffe „Identität“, „Identitätsbewußtsein“, „Selbstkonzept“ und „Selbstwertgefühl“ einen allgemeinen Ansatz<sup>1</sup> zu einer handlungstheoretischen Erklärung des Wandels von „Identität“ vorzulegen.

### 1.2 Zum Begriff der ethnischen Identität

Die Verwendung des Begriffs „ethnische Identität“ (bzw. „Ethnicity“) ist keineswegs einheitlich. Isajiw (1974) analysierte 65 in englischsprachigen Zeitschriften veröffentlichte Studien hinsichtlich der Definition des Begriffes „ethnicity“. Lediglich 13 dieser Studien gaben eine explizite Definition an. Zwar war eine Häufung bestimmter Definitionselemente (z.B. Nationalität, Religion, Sprache) feststellbar, aber diese Übereinstimmungen reichen nicht aus, um von einem einheitlichen Sprachgebrauch ausgehen zu können (vgl. hierzu Schnell in diesem Band). Die Situation im deutschsprachigen Raum erscheint in dieser Hinsicht kaum besser. Unklare und kaum explizit definierte Wortneuschöpfungen scheinen das Bild in der Bundesrepublik zu dominieren. Von „Identitätsunsicherheit“, „Zugehörigkeits- und Identitätszweifel“, „Identitäts- und Loyalitätsgefühlen“, „Ich- und Identitätsinstanzen“, „Identitätskrisen“ (Heckmann 1981:116-140) ist die Rede; „Selbstbewußtsein ist immer auch kulturelle Identität“ (Elwert 1982:721) wird festgestellt und von „Identität mit der Heimatkultur, bikultureller Identität oder Identität mit der deutschen Kultur“ (Wilpert 1980:11) wird berichtet. Dabei handelt es sich nicht um eine reflexionslose Begriffsinflation (die Begriffe ergeben in ihrem jeweiligen Kontext durchaus Sinn), aber die naheliegende systematische Verbindung zu jenen Theorien, die den Begriff „Identität“ für die Sozialwissenschaften erschlossen haben, wird kaum geknüpft, obwohl dies für die Entwicklung der jeweiligen theoretischen Vorstellung von Bedeutung wäre. Einige Elemente der in diesem Zusammenhang wichtigsten Theorien sollen daher kurz dargestellt werden<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Anwendungsbeispiele bieten einige der empirischen Arbeiten in diesem Band.

<sup>2</sup> Hier kann allerdings keine vollständige Literaturübersicht zum Thema „Identität“ und „Selbstkonzept“ gegeben werden. Hierzu sei auf die Übersichtsartikel von Rosenberg (1981), Gecas (1982), Loevinger und Knoll (1983), Markus und Wurf (1987), Singer und Kolligan (1987) sowie die von Lynch und Norem-Hebeisen und Gergen (1981) und Suls (1982, 1983, 1986) herausgegebenen Sammelbände verwiesen.

### 1.3 Soziologische und sozialpsychologische Identitätstheorien

Mead begründet seine Identitätstheorie auf dem wechselseitigen Verhältnis von „I“ und „Me“. „Das „I“ ist die Reaktion des Organismus auf die Handlungen anderer; das „Me“ ist die organisierte Gruppe von Handlungen anderer, die man selbst einnimmt“<sup>3</sup> (Mead 1973:218), also die subjektive Situationsdefinition des Akteurs. „Me“ bedeutet damit die gelernten, internalisierten sozialen Rollenerwartungen gegenüber anderen Akteuren und sich selbst. Das Wissen um diese soziale Kategorisierung gibt dem Akteur seine Identität, bzw. Rollenidentität. Das „I“ repräsentiert das individuelle Gefühl von Freiheit, Initiative und Kreativität, welches das Individuum im selbstbewußten Handeln den sozialen Anmutungen entgegengesetzt<sup>4</sup> (Mead 1973:221). Die dritte Komponente in diesem Modell des Selbst, bzw. der Identität bildet der Geist (Mind) als „konstruktives, reflexives oder problemlösendes Denken“ (Mead 1973: 356). „Mind“ bezeichnet somit jene Instanz, die antizipatorisch Handlungspläne entwickelt, abwägt und schließlich ihre Umsetzung steuert. Die „unberechenbare Kraft“ des „I“ und die verfestigten Erwartungen des „Me“ bilden durch ihre wechselseitige Bezogenheit eine Einheit.

Das Wechselspiel von „I“ und „Me“ wird von Mead in ein personales Entwicklungsmodell eingebettet. In der ersten Phase erfolgt die Übernahme von Rollen, durch Identifikation mit konkreten Bezugspersonen: Signifikante Andere. Diesen identifikativen „Me’s“ steht ein durch ungestüme, labile und daher (für andere) unberechenbare „Egozentrik“ geleitetes „I“ gegenüber. Durch die Erweiterung der Primärbeziehungen, durch die Ausdehnung des Interaktionsfeldes wird die Identifikation als Lernstrategie für das „Me“ zunehmend problematischer, da eine Identifikation mit jedem Interaktionspartner nicht möglich ist. Durch die Abstraktion von konkreten Bezugspersonen und Situationen auf allgemeinere Handlungsnormen und Werte erfolgt die notwendige Integration verschiedener „Me’s“. Die Handlungsorientierung bezieht sich in dieser Phase auf einen generalisierten Anderen. Entsprechend wandelt sich das „I“ von einer „egozentrischen“ Orientierung zu einer stabilen, antizipierbaren Persönlichkeit. Bereits für Mead ist die Identität (als Bild einer Person von sich selbst) gesellschaftlich bestimmt (Mead 1973:267ff). Gesellschaftliche Differenzierung und

<sup>3</sup> Wir haben die Begriffe „Ich“ und „ICH“ der deutschen Ausgabe durch die unmißverständlichen Originalausdrücke „I“ und „me“ ersetzt.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu auch Petryszak (1979:297) und ausführlich vor allem Lewis (1979).

die damit verbundenen Divergenzen und Konflikte haben direkte Konsequenzen für die Identität einer Person (Mead 1973:184ff, 355ff; Joas 1980: 132f).

Ebenfalls ein „Drei-Faktoren-Modell“ legte Goffman (1980, Erstauflage 1969) vor. Bei Goffman konstituieren sich Handlungen aus den Momenten der „sozialen Identität“, der „personalen Identität“ und der „Ich-Identität“. Soziale Identität wird hier als jeweils „kompletter Satz von Attitüden“ (Goffman 1980:10) für Personen verschiedener sozialer Kategorien aufgefaßt. Eine soziale Identität zu haben, bedeutet damit ein Wissen über die eigenen sozialen Zugehörigkeiten und die damit verbundenen Erwartungen zu besitzen. Die personale Identität wird als „einzigartige Kombination von Daten der Lebensgeschichte“ (Goffman 1980:74) innerhalb des gesellschaftlichen Rollengefüges eingeführt. „Ich-Identität“ wird definiert als

“(…) das subjektive Empfinden seiner eigenen Situation und seiner eigenen Kontinuität und Eigenart, das ein Individuum allmählich als ein Resultat seiner verschiedenen sozialen Erfahrungen erwirbt.“ (Goffman 1980:132).

Krappmann (1973) stellt die Konzeption von Goffman und Elemente von Mead’s Theorie in einen explizit soziologischen Rahmen. Dabei wird die gesellschaftliche Dimension bei der Entstehung und Veränderung subjektiver Identität stärker herausgearbeitet. Für Krappmann wird „Identität“ erst mit der Ausbildung des (relativ) autonomen bürgerlichen Individuums möglich. Erst die historische Entstehung widersprüchlicher gesellschaftlicher Verhaltenserwartungen schafft den zur Ausbildung „individueller“ Identität nötigen Verhaltensspielraum. Identität wird bei Krappmann nicht mehr als temporal und übersituational stabile Entität verstanden<sup>5</sup>, sondern als durch ein ständiges Aushandeln und Interpretieren innerhalb konkreter Interaktionssituationen entstehendes Fließgleichgewicht. Bei Krappmann scheint allerdings das beständige Aushandeln von Identitäten jedes andere Handlungsziel zu dominieren. Damit setzt dieser Theorieansatz nicht nur einen sehr hohen Grad gesellschaftlicher Differenzierung voraus, sondern läßt auch jede Anbindung an den materiellen

<sup>5</sup> Hierin liegt ein entscheidender Gegensatz zu der psychoanalytischen Vorstellung von Identität, wie sie vor allem von Erikson (1973) vertreten wird. Dabei wird „Identität“ als ein (in der Adoleszenzphase) erworbenes, stabiles handlungsleitendes Selbstbild verstanden. Innerhalb des interaktionistischen Ansatzes wird dagegen, wie z.B. bei Gergen (1982:135-140), von einer situationsabhängigen, variablen Identität ausgegangen.

Produktions- und Reproduktionsprozeß vermissen. Krappmann expliziert aber (wie auch schon Gerhardt 1971:99ff) die notwendigen personalen Voraussetzungen erfolgreichen Bestehens unterschiedlicher und widersprüchlicher Situationsanmutungen, nämlich Ambiguitätstoleranz, Empathie und die Fähigkeit zur Rollendistanz. Krappmann betont (wie auch Gerhardt) die Bindung dieser personalen Fähigkeiten an die Stellung der Personen in der Schichtungshierarchie. Insbesondere Unterschichtsangehörige zeigen - nach Krappmann - Defizite in der Ausprägung o.g. Fähigkeiten.

Zwei Probleme dieser Konzeption sind offensichtlich: Zum einen stellt sich die Frage, ob die hier von den Interaktionisten unterstellte „gesamtgesellschaftliche Randbedingung“ zunehmender Differenzierung empirisch bereits soweit fortgeschritten ist<sup>6</sup>, daß ein mehr als nur verschwindend geringer Anteil der Bevölkerung den von den Autoren unterstellten Bedingungen permanenten Aushandelns von Situationsdefinitionen und Identitäten bereits ausgesetzt ist<sup>7</sup>. Zumindest wäre es denkbar, daß große Personengruppen, wie z.B. ausländische Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Deutschland, weniger mit dem Ausbalancieren von fragilen Identitäten, denn primär mit der Lösung unmittelbarer ökonomischer Probleme der Lebensführung befaßt sind.

Zum anderen bleibt in dieser Theorieperspektive ein grundlegendes Handlungsprinzip, welches das Handeln um Identitäten steuern könnte, weitgehend unerwähnt. Bei Mead ergeben sich jedoch eine Reihe von Hinweisen auf Lernprozesse und allgemeine Handlungsstrategien als grundlegende Mechanismen der Persönlichkeits- bzw. Identitätsentwicklung. So ist für Mead z.B. intelligentes Verhalten

„(...) im Grunde ein Prozeß der Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten; Intelligenz ist weitgehend eine Frage der Auswahl.“ (Mead 1973:139).

Die Auswahl von Handlungen selbst scheint bei Mead durch Kosten-Nutzen-Erwägungen gesteuert zu sein: In problematischen Umweltsituationen wählt ein Individuum

<sup>6</sup> So weisen z.B. Luckmann und Berger (1980:147) darauf hin, daß diese Probleme eher mittelschichtspezifisch sind.

<sup>7</sup> Aus diesem Grund scheint auch die Behauptung der Existenz oder auch nur der baldigen Realisierung einer „Risikogesellschaft“ (Beck 1987), in der z.B. traditionelle Cleavagebindungen kaum noch von Bedeutung seien, zumindest verfrüht.

um aus mehreren Alternativreaktionen die „harmonischste Lösung“ aus (Mead 1973:138)<sup>8</sup>. Ritsert (1980) zeigt in seiner Rekonstruktion der Meadschen Argumentation deren lern- und handlungstheoretische Orientierung auf, ohne aber weder „Handlungsursachen“ und „Handlungsziele“ noch die Regeln, nach denen zwischen verschiedenen Handlungskonzeptionen entschieden wird, klar herauszuarbeiten. Ritsert's Rekonstruktion zeigt aber deutlich, daß im Vergleich zu dem Ansatz von Mead die neueren Arbeiten<sup>9</sup> von Goffman und Krappmann weit weniger differenziert und klar die grundlegenden handlungstheoretischen Prinzipien benennen.

Diese sehr grobe Zusammenfassung der interaktionistischen Konzeptionen soll nicht über die Auseinandersetzungen innerhalb dieser Konzeptionen hinweg täuschen. Während so z.B. Mead mit der Betonung des ständigen Wechselspiels von „I“ und „Me“ die unspezifischste Theorie vorlegt, kritisiert Goffman gerade diese Offenheit und „Ziellosigkeit“ der Meadschen Sozialpsychologie, deren

„(...) unendlicher Regreß wechselseitiger Rücksichtnahme...zwar das Wie des Beginnens, aber nicht das Wie des Aufhörens verrät.“ (Goffman 1980:29).

Die emanzipatorisch-kritische Wendung der Meadschen Theorie bei Krappmann (1969) gerät in der (im weitesten Sinn „interaktionistischen“) Literatur nicht weniger unter Kritik. Das unterstellte allgegenwärtige Handeln um Identität in jeder Interaktion wird z.B. von Reck (1981) als empirischer Ausnahmefall betrachtet und die „emanzipatorische Kraft kommunikativen Handelns“ mit ihrem permanenten Identitätsbalanceakt von ihm aus humanistischer Sicht als Zumutung und „als Hölle“ (Reck 1981:133f) empfunden<sup>10</sup>. Gegen diesen Punkt wendet sich auch Ritsert (1980)

<sup>8</sup> „Die Möglichkeit, 'dies als zu jenem führend' zu identifizieren und eine vokale oder sonstige Geste zu entwickeln, die dazu verwendet werden kann, anderen und sich selbst die Folgen aufzuzeigen, um die Kontrolle des Verhaltens im Hinblick darauf zu ermöglichen, ist jener unterscheidende Faktor in der menschlichen Intelligenz, der in der tierischen nicht vorhanden ist“ (Mead 1973: 161). Vgl. hierzu auch Luckmann (1987:368-369).

<sup>9</sup> Und erst recht z.B. die Arbeiten von Duhm (1984), Reck (1981) oder Busch (1985). Insbesondere Reck wird an vielen Stellen tiefgründig, z.B.: „...schweigend sich ausspricht im Aussetzen aller meiner Existenzweisen. Hier verliert sich das denkende Bewußtsein wie eine Spur im Dunkeln“ (Reck 1981:43).

<sup>10</sup> Im Gegensatz z.B. zu Haubl u.a. (1986:254) erscheint uns Reck's von allen empirischen Ansätzen losgelöstes phänomenologisches Rasonieren kaum als brauchbarer Fortschritt in Richtung auf eine

in seiner Rekonstruktion des Meadschen Ansatzes<sup>11</sup>.

Neben diesen Divergenzen innerhalb der interaktionistischen Ansätze lassen sich verschiedene Entwicklungen beobachten, die die Theorie der Identität zu spezifizieren versuchen. In Bezug auf die Identitätsgenese gilt dies vor allem für jene (hier nicht weiter beachtete) Richtung, die - unter Hinzunahme normativer Komponenten - sich selbst das Etikett „objektive Hermeneutik“ (vgl. z.B. Oevermann u.a. 1976) anheftet. Weiterhin müssen die Bemühungen erwähnt werden, die auf der Grundlage der interaktionistischen Annahmen eine Zusammenführung dieser Annahmen mit der „traditionellen“ Rollen- und Lerntheorie zu betreiben versuchen (Stryker 1976, Mccall und Simmons 1974). Vor allem Stryker betont bei seinen theoretischen Präzisierungsversuchen in diesem Zusammenhang die Bedeutung von allgemeinen Lerntheorien<sup>12</sup>.

Am weitesten fortgeschritten und auch methodisch elaborierter als die bisher erwähnten Ansätze scheint die Identitätstheorie im Rahmen der Selbstkonzeptforschung (Filipp 1979) zu sein. Selbstkonzept wird allgemein aufgefaßt als die Gesamtheit der Einstellungen, Gedanken und Gefühle, die ein Individuum gegenüber sich selbst besitzt (in Anlehnung an Rosenberg 1981:595). Die kognitiv orientierte Selbstkonzeptforschung ist eng mit einigen psychologischen Persönlichkeitstheorien verbunden (vgl. Pervin 1987).

soziologische Identitätstheorie. Stellvertretend für viele andere Probleme bei Reck (1981) sei seine von völligem Unverständnis geprägte Darstellung von handlungstheoretischen Ansätzen (S.50f) genannt, die noch weit hinter die elementaren Ansätze bei Schütz zurückfällt (vgl. hierzu Bernstein (1979:234ff).

<sup>11</sup> „Mead hat also mit seinem Modell der Ich-Identität keineswegs jenen 'Identitätsarbeiter' im Auge gehabt, welcher bei seinen symbolisch-interaktionistischen Nachfolgern als Subjekt auftaucht... Meads Theorie des Selbst ist auch weit von jenem modisch zurechtgemachten Narzißmus-Ego der Diskussion um den 'neuen Sozialisationstyp' entfernt...“ (Ritsert 1980:306).

<sup>12</sup> Strykers (1976:268f) „neueres 'Modell' des symbolischen Interaktionismus“ nähert sich in einigen Formulierungen erstaunlich handlungstheoretischen Ansätzen. Stryker (1981:24-25) bietet einige empirisch testbare Hypothesen eines solchen Modells an. Gecas (1982:10) weist in diesem Zusammenhang auf die sehr unterschiedlichen Entwicklungen innerhalb des interaktionistischen Ansatzes hin, wobei er zwischen den „processual“ und „structural interactionists“ der Chicago- bzw. Iowa-School unterscheidet: „In sum, identity from the processual interactionist perspective is situated, emergent, reciprocal, and negotiated. Furthermore, processual interactionists view the self-concept as inseparable cause and consequence in social interaction“ (Gecas 1982:11).

Neubauer (1976) legt nach einer Aufarbeitung der wichtigsten theoretischen Ansätze der Selbstkonzeptforschung eine Theorie des Selbstkonzepts vor. Er analysiert die interne Struktur des Selbstkonzepts nach formalen Funktionen (Ich-Leistungen) und ihren Inhalten. Als Funktionen werden dabei Selbstreflexion und „entscheidende, steuernde und vollziehende“ Leistungen benannt (Neubauer 1976:45ff). Hierbei besteht eine gewisse Parallelität zu den Begriffen „Mind“ und „Ich-Identität“ bei Mead und Goffman bzw. Erikson. Über die traditionellen Konzeptionen hinausgehend bemißt sich der Inhalt des Selbstkonzepts innerhalb von vier Dimensionen<sup>13</sup>: Gegenstandsbezug (als Bandbreite der Objekt- und Erfahrungsbereiche), Zentralität (Position eines Erfahrungsbereiches innerhalb der Binnenstruktur des Gesamtbereichs und damit verbunden die „Ausstrahlungskraft“ auf periphere Elemente), subjektive Erwünschtheit (als Bewertung der Teilkonzepte) und Extension (als Umfang der Konzepte, die von Individuen als „mein“ bezeichnet werden, d.h. die als „selbstbestimmbar“ erachtet werden).

Der unser Ansicht nach interessanteste Ansatz stammt von Epstein. Nach Epstein (1979) läßt sich die Summe aller subjektiven Weltvorstellungen (subjektive Theorien der Wirklichkeit) analytisch in eine Subtheorie der eigenen Person (Identitätstheorie) und eine Umwelttheorie zerlegen. Diese Differenzierung wird auf der Grundlage von Belohnungen erlernt (Epstein 1979:17).

Epstein (1983:243) beschreibt die Struktur der Selbst- und Umwelttheorien als hierarchisch aufgebautes Netzwerk aus deskriptiven Postulaten, die auf generalisierten Erfahrungen aufbauen, und motivationalen Postulaten, die erstrebenswerte allgemeine Lebensziele beinhalten. Diese Theorien erfüllen für den Handelnden drei Funktionen: Anpassung aktueller Wahrnehmungen an die gemachten Erfahrungen, Herstellung einer möglichst positiven Lust-Schmerz-Balance und Erhöhung des Selbstwertgefühls.

Aus der Basisannahme, daß jedes Individuum erst handlungsfähig wird auf Grund theoretischer Strukturierung und Kategorisierung seiner Selbst- und Umweltwahrnehmung, lassen sich dann diese subjektiven Wirklichkeitstheorien im Hinblick auf ihren

<sup>13</sup> Haubl u.a. (1986:223-230) trennen (ohne eine neue theoretische Perspektive zu eröffnen) analytisch drei Dimensionen des Selbstkonzepts: Trennschärfe, Integrationsniveau und Erfahrungshaltigkeit.

Geltungsbereich, ihre interne Konsistenz und ihre Sparsamkeit, ihre empirischen Validität und ihre Brauchbarkeit bewerten (Epstein 1979:25). Eine stabile Trennung zwischen Selbst- und Umwelttheorie (und damit das subjektive Erleben einer vom Ich getrennten Außenwelt) ist nur bei dem Vorliegen von Hinweisen auf das Bestehen dieser Differenz und einem Belohnungswert<sup>14</sup> der Aufrechterhaltung dieser Differenz erwartbar<sup>15</sup>. Die Entstehung und Stabilisierung des Selbstkonzepts als Folge positiv erlebter Umweltreaktionen impliziert neben der dynamischen Konzeption des Selbst (etwa im Gegensatz zu der Konzeption bei Erikson) die Möglichkeit der Existenz multipler Selbsttheorien. Hinter diesem Vorschlag von Epstein steht die - schon bei Mead zu findende - Vorstellung, daß Individuen nicht nur eine einzige Selbst- und Umwelttheorie besitzen können, sondern daß u.U. für jeden Objektbereich variierende Kategorisierungen und Strukturierungen vorliegen, die je nach Handlungsziel und Situationsdefinition aktualisiert werden.

Markus und Wurf (1987:302-303) erwähnen in ihrer Literaturübersicht weitere mögliche Differenzierungen, unter anderem zwischen zentralen und peripheren kognitiven Repräsentationen des Selbst, zwischen vorhandenem und gewünschten Selbstkonzept und zwischen jetzigem und zukünftig angestrebten Selbstkonzept.

Alle diese theoretischen Explorationen des Identitätsbegriffes sind jedoch bisher weitgehend ohne empirische Bewährung. Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob weitere analytische Aufgliederungen (wie z.B. bei Neubauer) überhaupt eine empirische Entsprechung besitzen können und ob sie zu einer soziologischen handlungstheoretischen Erklärung der Entstehung, Stabilisierung und Veränderung von „Identität“ beitragen können.

Von zunehmender Bedeutung innerhalb der Persönlichkeitspsychologie und der Selbstkonzeptforschung ist der kognitive Ansatz mit dem Schwerpunkt auf der In-

<sup>14</sup> Die von der sozialen Umwelt (auf Grund der damit verbundenen Erleichterungen langfristiger Entscheidungen) erfahrenen Belohnungen des Zeigens stabiler Verhaltensweisen bilden so - von den Autoren häufig unbemerkt - den (austauschtheoretischen) Kern der meisten Institutionalisierungstheorien (vgl. z.B. Berger und Luckmann 1980).

<sup>15</sup> Epstein (1979:18) verweist hier auf die Ergebnisse Sechehaye's (1970) aus der Schizophrenieforschung.

formationsverarbeitung<sup>16</sup>. Vor allem im Gefolge der Arbeit von Markus (1977) zu „Self-Schemata“ und den Arbeiten von Schank und Abelson zur Script-Theorie<sup>17</sup> verwenden immer mehr empirische und auch theoretische Arbeiten<sup>18</sup> Begriffe der „cognitive science“. Der Grundgedanke besteht darin, daß angenommen wird, daß für die Repräsentation des Selbst ähnliche kognitive Strukturen verwendet werden, wie für andere Phänomene. Diese kognitiven Strukturen werden „Schemata“ genannt. Schemata sind aus der Erfahrung entstandene kognitive Generalisierungen, die die Verarbeitung selbstbezogener Informationen steuern. Aus diesen Annahmen lassen sich dann weitreichende Hypothesen über die Funktionsweise des Selbstkonzepts herleiten. So z.B., daß es sich um eine Sammlung von Schemata handelt und nicht um einen einheitliches Gebilde oder gar einen inneren Homunculus<sup>19</sup>, daß nicht alle Aspekte eines Selbstkonzeptes zu jeder Zeit verfügbar sind, daß die Verarbeitung selbstkonzeptbezogener Informationen den Regelmäßigkeiten allgemeiner Informationsverarbeitung genügt usw. Im Gegensatz zu den bisher dargestellten Ansätzen stellt diese Forschungsrichtung aber bisher keine einheitliche Theorie dar. Die neuere Literatur (vgl. Singer und Kolligian 1987, Markus und Wurf 1987) zeigt zwar eine Zunahme dieser kognitiven Arbeiten zu den vielfältigsten Problemen im Zusammenhang mit dem Selbstkonzept, die unseres Erachtens aber besonders fruchtbaren Arbeiten von Schank und Abelson, die Ansätze zu einer integrativen Theorie bieten würden, werden nicht in ihrer vollen Tragweite rezipiert.

Den Stand der Literatur bis 1983 fassen Loevinger und Knoll folgendermaßen zusammen:

<sup>16</sup> vgl. einführend Pervin (1987:473-512). Der folgende Abschnitt lehnt sich sehr eng an die Darstellung bei Pervin an.

<sup>17</sup> Wir beziehen uns hier auf die Script-Theorie von Abelson (1976), Schank und Abelson (1977) sowie Schank (1982). Zur Abgrenzung gegenüber anderen Konzepten (insbesondere des Konzepts der „nuclear scene“ bei Tomkins (vgl. hierzu die empirischen Ergebnisse zu Tomkins's Theorie bei Carlson und Carlson 1984)), vgl. [?].

<sup>18</sup> Eine hervorragende Übersicht über neuere Arbeiten geben Markus und Sentis (1982) sowie vor allem Markus und Wurf (1987). Hier finden sich auch Arbeiten zum „Goal setting“ (308-310), die einige Einwände gegen diesen Ansatz (unzureichende Berücksichtigung von Zielen, Motivationen und Emotionen, z.B. Pervin 1987:508-509) entkräften.

<sup>19</sup> In welche Schwierigkeiten traditionelle Theorieansätze zum Selbst-Konzept geraten können, zeigt eine Arbeit von Snyder und Campbell (1982:186), die ihre Untersuchung damit beginnen, festzustellen, daß die Frage, welche Konsequenzen unterschiedliche Selbst-Konzepte besitzen, in der Literatur vernachlässigt worden sei.

„In conclusion, the concept of self is a chimera (Day 1977, Gergen 1977). Or perhaps it is constructed by social experience and maintained by social role requirements (Hogan et al 1978), or by the use of shared systems of meaning (Smith 1980), or by social reinforcements (Bandura 1978). Or the self is the cognitive structure which gives meaning and organization to one's experience. Or the self is the person's own construction, the core of one's responsibility and one's moral being.“ (Loewald 1978, Blasi 1980).

Markus und Wurf (1987:300) fassen den Stand der empirischen Forschung folgendermaßen zusammen:

„Indeed, the majority of self-concept research could best be described as an attempt to relate very complex global behavior, such as delinquency, marital satisfaction, or school achievement, to single aspect of the self-concept, typically self-esteem.“

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß unseres Wissens nach keine allgemeine „Identitätstheorie“ vorliegt, die auch nur annähernd so formuliert ist, daß minimale methodische Kriterien an Theorien erfüllt werden<sup>20</sup>. Wird zur Erklärung spezieller sozialer Phänomene (wie z.B. „Wandel ethnischer Identität“) eine „Identitätstheorie“ benötigt, so ist es bisher unmöglich, aus einer allgemeinen Theorie mehr als grobe Orientierungen<sup>21</sup> „abzuleiten“<sup>22</sup>.

<sup>20</sup> Das gilt sowohl für die Ansätze in rein „theoretischen“ Arbeiten wie z.B. Reck (1981), oder Siegert und Chapman (1987), als auch für eher empirische Arbeiten, wie z.B. Heitmeyer (1986).

<sup>21</sup> So schreibt z.B. Stryker (1976:266f): „Ein Hauptproblem für die Verwendung des symbolischen Interaktionismus liegt in der Ungenauigkeit einiger seiner Hauptkonzepte. Insbesondere ist das Konzept des Selbst entscheidend für die Theorie, aber es ist zu grob, um präzise Erklärungen mit seiner Hilfe formulieren zu können.“ Stryker selbst wird dann aber nur wenig präziser: So definiert Stryker z.B. (1976:267): „Identitäten sind verinnerlichte positionale Bezeichnungen“; „Identitäten sind kognitive Reaktionen eines Organismus auf sich selbst“ (S.267); „Identitäten sind motivationale Kräfte“ (S.269) usw. Stryker (1981:24-25) bietet aber einige wenige testbare Hypothesen an.

<sup>22</sup> Der Vollständigkeit halber soll auf eine frühe triviale Formalisierung des Selbstkonzepts bei Kinch (1962/63) hingewiesen werden. Ableitbarkeitsmöglichkeiten ergeben sich hieraus jedoch nicht.

## 1.4 Ansätze zu einer handlungstheoretischen Identitätstheorie

Eine vollständige Identitätstheorie auf der Basis einer allgemeinen Handlungstheorie liegt unseres Wissens nach bisher nicht vor. Ohne den Anspruch, eine konsistente und erschöpfende Theorie vorlegen zu wollen, soll im folgenden gezeigt werden, daß eine große Zahl unterschiedlicher „traditioneller“ Theoriefragmente verhältnismäßig problemlos in eine solche Handlungstheorie integriert werden kann<sup>23</sup>. Zumindest ist auf diese Weise eine konsistente Spezifikation der Konzepte „Identität“ und „Selbstkonzept“ möglich.

### 1.4.1 Grundzüge der Wert-Erwartungs-Theorie

Eine allgemeine Handlungstheorie zur Erklärung des Verhaltens individueller Akteure ist die Wert-Erwartungstheorie („subjective expected utility“). Verhalten wird hier als Ergebnis einer nach Nutzen-Kosten-Erwägungen erfolgten Entscheidung zwischen Handlungsalternativen betrachtet. Das Grundprinzip einer solchen allgemeinen Erklärung menschlichen Handelns kann darin gesehen werden, daß Personen die ihnen vorstellbare Handlungsalternative wählen, die ihnen am ehesten geeignet erscheint, angesichts der vorfindbaren Situationsumstände bestimmte Ziele zu realisieren. Dieses allgemeine Handlungsprinzip bedarf, um erklärungskräftig<sup>24</sup> zu sein, der Spezifikation der Ziele, der wahrgenommenen Situationsumstände, der in Erwägung gezogenen Handlungsalternativen usw.

Eine solche Spezifikation kann sich immer nur auf spezielle Klassen von Akteuren und spezielle Situationen beziehen<sup>25</sup>.

<sup>23</sup> In diesem Zusammenhang soll auf zwei interessante ökonomische Rekonstruktionen von Elementen der Psychoanalyse hingewiesen werden: Margolis (1982:54) vergleicht die zweifachen individuellen Nutzenfunktionen seiner Theorie (eine selbstbezogene, eine gruppenbezogene) mit dem Es und Über-Ich. Ainslie (1982; 1986) legt ökonomische Interpretationen der Abwehrmechanismen vor.

<sup>24</sup> Einer der häufigsten (und ungerechtfertigsten) Einwände gegen ein solches Modell lautet, daß solche Erklärungen tautologisch seien. Zur Diskussion solcher und anderer Einwände vgl. Opp (1979). Darüber hinaus demonstriert z.B. Opp (1984) einen empirischen Test eines spezifizierten handlungstheoretischen Modells. Wäre der Tautologieverdacht korrekt, so könnte offensichtlich kein Test der Hypothese (in der sie scheitern **könnte**) erfolgen.

<sup>25</sup> Ein Beispiel findet sich bei Esser (1986:325-332).

Diese „subjective expected utility“-Theorie wird in der Literatur häufig kritisiert. Ein Großteil dieser Kritiken basiert auf fundamentalen Mißverständnissen. So wird z.B. häufig bestritten, daß Menschen „rational“ handeln und die Anwendbarkeit der Theorie daher entweder generell oder nur in Teilbereichen menschlichen Handelns (z.B. beim „traditionalen Handeln“) bezweifelt. Wie aber die obige Formulierung des Handlungsprinzips bei Kosten-Nutzen-Erklärungen zeigt, wird in keiner Weise auf einen wie immer gearteten „Rationalitätsbegriff“ rekurriert. Angenommen wird lediglich ein Maximierungsvorgang einer Nutzenfunktion über subjektive Erwartungen: Erwartungen können falsch sein, die dann ausgeführte Handlung also „objektiv irrational“ sein<sup>26</sup> (vgl. auch mckenzie und Tullock 1984:68-77; in etwas anderem Zusammenhang Parsons 1986:138-140). Erklärungen auf dieser „subjective expected utility“-Basis werden also von der weit verbreiteten Kritik des „homo oeconomicus“ (z.B. sehr vereinfachend Haubl u.a. 1986:128-151) überhaupt nicht berührt.

Ein trivialer Einwand gegen ein solches Modell findet sich z.B. bei Reck (1981:51):

Ein konkretes Handeln „...macht (...) auch auf Zwangsmomente im Handeln aufmerksam, die oft eine Wählbarkeit von zweckmäßigen Mitteln und Handlungsweisen, wie sie von jenen Schemata unterstellt wird, fragwürdig erscheinen läßt: Oftmals sind gar nicht die Mittel oder Handlungen wählbar, sondern diese drängen sich als Lebensbedingungen oder unvermeidliche Reaktionen auf, so daß man allenfalls, aus ihnen das Beste machend, Zwecke an sie anzupassen versucht“.

Kein soziologischer Handlungstheoretiker (vgl. z.B. die etwas verwirrende Übersicht bei Haferkamp 1972) würde behaupten, daß eine Entscheidung unabhängig von den aktuellen Handlungsumständen („Lebensbedingungen“) abläuft, im Gegenteil: „Soziologie“ wird gerade erst durch die für viele Akteure gleichartigen Handlungsbedingungen (vgl. Langenheder 1975:60-61) möglich. Situationale Umstände (und dazu gehören auch Schichtlagen, Geschlechtsrollenerwartungen usw.) gehen als Randbedingungen<sup>27</sup> in die individuellen Handlungskalküle ein: was z.B. als „vorstellbare

<sup>26</sup> Aus dem Gesagten folgt, daß sich **alle** Handlungstypen bei Weber problemlos als Spezialfälle einer solchen Handlungstheorie rekonstruieren lassen.

<sup>27</sup> Das Wort „Randbedingung“ steht hier als Synonym für das „Antezedens“ im Hempel-Oppenheim-Schema deduktiv-nomologischer Erklärung. Es bedeutet somit lediglich das „Vorhergehende“ bei

Handlungsalternative“ gilt ist - wie wir spätestens seit Schütz bzw. Berger und Luckmann wissen - „gesellschaftlich vermittelt“, also gelernt. Sowohl der Katalog individueller Ziele als auch der Katalog der vorstellbaren Mittel wird erlernt: Nichts anderes als das Erlernen von Ziel- und Mittelkatalogen verbirgt sich hinter den älteren Konstrukten von „schichtspezifischen Sozialisationseffekten“ oder dem „Einfluß des Nationalcharakters“.

Auf diese Weise läßt sich auch die Unterscheidung von „Um-zu-Motiven“ und „Weil-Motiven“ bei Schütz rekonstruieren: Um-zu-Motive als (mehr oder weniger bewußte), erlernte Ziele (und Relevanzsysteme), „Weil-Motive“ als Sedimente früherer (erfolgreicher) Handlungen unter Berücksichtigung situationaler Umstände.

#### 1.4.2 Die handlungstheoretische Interpretation des Konzeptes der Identität

Wie ließe sich aber nun mit einem solchen Ansatz die Entstehung von „Identität“ und „Selbstkonzept“ erklären? Trivialerweise muß ein Organismus auf Umweltreize reagieren. Auch ohne daß „Bewußtsein“ vorhanden sein muß, werden sich wiederholte Sequenzen von „Handlungen“ als „erfolgreich“, also von Belohnungen gefolgt, ausweisen, andere Sequenzen hingegen als weniger erfolgreich<sup>28</sup>. Da die Ausführung einer bestimmten Sequenz als Folge bestimmter Stimuli auftritt, kann man nach einer größeren Anzahl von Wiederholungen davon ausgehen, daß jeder Organismus über einen beschränkten Katalog solcher Stimulus-Reaktionsketten verfügt<sup>29</sup>. In dem Ausmaß, in dem die „ursprünglichen“ Reaktionen des Organismus und die Reaktionen der Umwelt variieren, werden die erlernten Reaktionsketten sich zwischen den Individuen unterscheiden. Durch langsame Veränderung der Belohnungswahrscheinlichkeiten durch die „soziale Umwelt“, je nach dem Ausmaß der Abweichung des Verhaltens des Organismus in die gewünschte Richtung („shaping“), lassen sich

einer logischen Herleitung des Explanandums, und keineswegs - wie es bei Diskussionen mit wissenschaftstheoretisch unbedarften Vertretern „qualitativer Sozialforschung“ immer wieder mißverstanden auftaucht - „irrelevante Begleitumstände“, die man gewissermaßen nur „am Rande“ beachtet.

<sup>28</sup> Demzufolge besteht auch hier bei den Theoretikern noch der geringste Dissens. Man vergleiche etwa Ritserts (1980:293f) Mead Rekonstruktion mit Strykers (1976:264-265) Modell.

<sup>29</sup> Soweit gehen auch schon die einfachsten Versionen verhaltenstheoretischer Erklärungsansätze, vgl. z.B. Opp (1972). Skinner (1986:716) definiert „... self as a behavioral repertoire that results from a particular set of contingencies of reinforcement. Most people have a great many selves in that sense. They are different persons when they are with their families, with their business associates, with their friends in the locker room, when they are very tired or ill, and so on.“



langfristig die Auftretenswahrscheinlichkeit bestimmter Reaktionen erhöhen (dies wäre ein möglicher Weg zum Erlernen von „Zielkatalogen“: Anders formuliert: So werden biologische Triebe (Nahrung, Sexualität<sup>30</sup>) „gesellschaftlich“ transformiert). Unter der Rahmenbedingung zunehmender gesellschaftlicher Differenzierung, vor allem in Bezug auf zunehmende Arbeitsteilung, variieren die mit unterschiedlichen „Lebenslagen“ verknüpften Belohnungsmuster genügend, um höchst „individuelle“ - aber dennoch typisierte<sup>31</sup> - Reaktionsmuster zu produzieren. Sobald die organische Entwicklung eines Individuums abstraktere Denkvorgänge ermöglicht, beginnt ein Individuum mit der Kategorisierung eigener und fremder Reaktionsmuster. Diese vom Akteur kategorisierten Reaktionsmuster bezeichnen wir als „**Identitäten**“<sup>32</sup>. Die Bewußtwerdung der Differenz zwischen „eigenen“ und „fremden“ Reaktionsmustern erfolgt hierbei als Reaktion auf die erfahrene Widerständigkeit der Außenwelt eigenen Zielen gegenüber. Die wiederholte Beobachtung eigener Reaktionsmuster (in den Worten von Berger und Luckmann 1980:77 als „Neffenprügler“, „Schwester's Stütze und Stab“, „Initiationskrieger“, „Regentanzvirtuose“ und so weiter“) führt zur Ausbildung von Hypothesen über das „Selbst“ (im Sinne von Epstein). Neben diesen mehr oder weniger „bewußten“ kognitiven Hypothesen über das eigene „Selbst“ (also das „**Selbstkonzept**“) läßt sich eine Bewertung dieser als beständig erlebten Reaktionsmuster anhand der „eigenen“ (ebenso wie die Zielkataloge erlernten) „ethischen Maßstäbe“<sup>33</sup> vermuten: Das Resultat dieser Bewertung wäre das

<sup>30</sup> Zur „gesellschaftlichen“ Steuerung von Sexualität vgl. Delamater (1981).

<sup>31</sup> vgl. Berger und Luckmann (1980:185). „Schichtspezifische Persönlichkeitstypen“ oder „Nationalcharaktere“ wären somit kaum etwas anderes als Regionen höherer Dichte in einem mehrdimensionalen Merkmalsraum: „natürliche Cluster“ von Reaktionsmustern. Vgl. demgegenüber den Überblick über den stagnierenden Zustand der „Social Structure and Personality“-Forschung bei House (1981).

<sup>32</sup> Diese Benennung erfolgt hier nur um den Begriff „Identität“ in dieses Konzept einzuordnen. Der Begriff selbst scheint uns weder notwendig noch (angesichts seiner ideologischen Verwendung) besonders nützlich.

<sup>33</sup> Die Beachtung dieser ethischen Maßstäbe wird in der Psychoanalyse gewöhnlich als Folge des Zusammenspiels zwischen Ich, Es und Über-Ichs angesehen. Skinner (1986:716) schreibt über die Instanzenlehre: „The id, ego, and superego of Freud are selves traceable, respectively, to natural selection, contingencies of reinforcement in the immediate environment, and contingencies maintained by the ethical group.“ In gänzlich anderem Zusammenhang und davon völlig unabhängig erklärt Hechter (1987:67) die Entstehung des Über-Ich als „internal control device“ über die geringeren Kosten einer internalisierten Kontrolle. Das Verhältnis von Soziologie und Psychoanalyse scheint somit weit einfacher zu sein, als es die Literatur (vgl. Rabow 1983) erwarten läßt.

### „Selbstwertgefühl“<sup>34</sup>.

Die Entwicklung eines reflexiven Bewußtseins erlaubt Individuen dann die Generierung von komplexeren Hypothesen über die Reaktionen anderer auf eigene Reaktionen: längere „Handlungsketten“ als Handlungsoptionen werden möglich, da (zumindest „praktischen Kriterien“ genügende) systematische Tests der vermuteten Effekte eigener Handlungen möglich werden<sup>35</sup>.

Erfolgreich getestete Hypothesen gehen dann als verwendbare Handlungsstrategien in das Reaktionsrepertoire<sup>36</sup> des Individuums ein. Solche bewährten Handlungsstrategien können als vollständig kalkulierte Handlungsvektoren<sup>37</sup> verstanden werden: Wird eine Situation einem „gespeicherten“ Handlungsvektorauslöser als hinreichend ähnlich erlebt, so läuft der gesamte Handlungsvektor ab<sup>38</sup>: Das Individuum führt (bei Abwesenheit störender Faktoren, z.B. eines Ethnomethodologen) Alltagshandlungen völlig „automatisch“ aus<sup>39</sup>, d.h. ohne in jeder Handlungssituation alle möglichen Handlungsfolgen und deren Kosten-Nutzen-Konsequenzen neu zu kalkulieren: Zumindest für praktische Zwecke ausreichende Schätzungen der subjektiven Erfolgswahrscheinlichkeit einer Handlung und deren erwarteter Nutzen gehören zu dem

<sup>34</sup> Vgl. hierzu auch Haubl u.a. (1986:235-236). Die zu einem starken Selbstwertgefühl führende „bedingungslose Anerkennung im Rahmen intensiver emotionaler Bindungen“ kann über eine einfache Gleichgewichtshypothese des Individuums („Niemand, der solche emotionale Anerkennung erfährt, kann völlig schlecht sein“) als (verschleißbare) Ressource bei ungünstigen Vergleichen der eigenen Reaktionsmuster mit den eigenen Maßstäben aufgefaßt werden.

<sup>35</sup> Dies scheint uns der Kern des „Machiavellismus“-Konstrukts (Christie und Geis 1970) in der Sozialpsychologie zu sein.

<sup>36</sup> Reaktionsmuster können zwar abstrakt gelernt werden, ohne daß sie erst mühsam einzeln Schritt für Schritt getestet werden müssen. „Automatisch“ ablaufen können solche Scripts aber erst nach einem tatsächlichen Handlungsverlauf gemäß des Scripts, erst die erfolgreiche Verwendung des Skripts ermöglicht die Aufnahme des Reaktionsmusters in das aktive Handlungsrepertoire.

<sup>37</sup> Als „Handlungsvektor“ wird hier verkürzt eine Sequenz von Handlungen, die vom Individuum kognitiv zu einer Einheit zusammengefaßt wurden, und denen ein konstantes Produkt von „Wert“ (Utility) und „Erwartung“ (subjektive Erfolgswahrscheinlichkeit) zugeordnet wurde, verstanden.

<sup>38</sup> Diese „automatisch“ ablaufenden Handlungsvektoren entsprechen hier dem traditionellen Begriff „Habit“. Auf diese Weise lassen sich die Forderungen von Camie (1986) und Baldwin (1988) nach verstärkter Berücksichtigung des Konzepts „Habit“ in soziologischen Handlungstheorien erfüllen.

<sup>39</sup> Vgl. dazu die Feldexperimente zur „Mindlessness Action“ bei Langer und Blank und Chanowitz (1978).

Handlungsvektor: Nur in seltenen Ausnahmefällen wird auf den morgendlichen Wecker nicht mit dem „automatischen“ Griff zum Abstellknopf reagiert; ebenso „selbstverständlich“ läuft die Beantwortung von Fragen zur eigenen Einstellung<sup>40</sup> gegenüber Farbigen ab, solange der Interviewer nicht selbst farbig ist usw. Das Wechseln oder Beibehalten einer bisher erfolgreichen Handlungsstrategie in kritischen Situationen kann selbst als Handlungsstrategie aufgefaßt werden: „Dogmatismus“, „Traditionalismus“ und einige Aspekte des „Autoritarismus“<sup>41</sup> lassen sich als einfache „Meta-Strategien“ auffassen: Werden die Kosten der Durchführung neuer Handlungskalküle als zu hoch erlebt (z.B. mangelnde intellektuelle Kompetenz, Undurchschaubarkeit der Situation usw.), so wird eine bisher bewährte Strategie einfach beibehalten<sup>42</sup>, um überhaupt noch Handlungen durchführen zu können<sup>43</sup>. Die Beibehaltung von - auch offenkundig überholten - wissenschaftlichen Paradigmen läßt sich auf individueller Ebene auf diese Weise auch leicht plausibel machen.

Die Reflexion über eigene Reaktionsmuster muß nicht zwangsläufig als bewußter Denkakt erfolgen, im Gegenteil sind bewußte Prozesse hierbei nur in besonders kritischen Situationen, bei denen u.a. genügend Zeit zur Kalkulation neuer Hand-

<sup>40</sup> Interessanterweise sind aus der Sicht der Script-Theorie Einstellungen gegenüber einem Objekt nichts anderes als das Ensemble der Scripte, die dieses Objekt betreffen (Abelson (1976:41)). Trotz der damit sehr naheliegenden Lösung der „Attitude-Behavior“-Kontroversen, scheint die Auffassung von Einstellungen als Scripte in der neueren Literatur zum Problem von Einstellungen nur eine sehr geringe Rolle zu spielen (vgl. die Übersicht bei Chaiken und Stangor (1987)), obwohl die Zahl der „information processing“-Ansätze auch hier steigt. Im Rahmen einer SEU-Theorie werden Einstellungsmessungen als Erhebung unabhängiger Variablen zur Verhaltensklärung weitgehend sinnlos.

<sup>41</sup> Vgl. die Übersicht bei Kirscht und Dillehay (1967). Dieses mittlerweile in so viele Anomalien geratene degenerative Forschungsprogramm wurde praktisch einfach aufgegeben; die Literaturübersicht von Sears (1987:233) zur Politischen Psychologie erwähnt die Autoritarismusforschung nur noch am Rande.

<sup>42</sup> Dazu gehören dann auch die Phänomene der „perceptual defense“ im Zusammenhang bei der Wahrnehmung diffuser Reizsituationen und des eng mit F-Skala korrelierenden Konstrukts „intolerance of ambiguity“, vgl. u.a. Kirscht und Dillehay (1967).

<sup>43</sup> Aus diesem Grund bildet eine andere Meta-Strategie, nämlich das Akzeptieren der Situationsanmutungen durch Deferenzverhalten oder Zustimmung ein entsprechendes Korrelat der genannten Bedingungen: Aquieszenzverhalten im Interview findet sich vor allem bei Unterschichtsangehörigen, die die Konsequenzen der Interviewsituation nur ungenügend überblicken. Vgl. hierzu vor allem Esser (1975, 1986).

lungsvektoren bleibt<sup>44</sup>, erwartbar. Nur falls z.B. durch den Wechsel der sozialen Umwelt (z.B. bei Migration oder sozialem Aufstieg) oder durch Veränderung physischer Randbedingungen (körperliche Veränderungen durch Krankheit oder Unfall, Katastrophen) ein großer Teil der bisherigen als „Selbst“ erlebten Reaktionsmuster unanwendbar<sup>45</sup> erscheinen, erfolgt ein bewußter, „reflexiver“ Denkakt: Primär als problemlösendes Denken zur Entwicklung „neuer“ Handlungsvektoren, dann aber auch zur Legitimation der neuen Handlungsvektoren im Lichte der „alten“ Maßstäbe<sup>46</sup>. Die Situationsanmutungen können allerdings (bei fast allen Individuen mit sehr wenigen Ausnahmen<sup>47</sup>, bei denen dann alternative Ziele, z.B. Selbstkonsistenz („wertrational“) alles andere dominieren) immer auch eine Stärke erreichen, die den Austausch kompletter (sanktionierender) Netzwerke oder kompletter Wertsysteme (oder Ideologien) erfordern.

<sup>44</sup> Bemerkenswerterweise wird die hier unmittelbar relevante Arbeit von Heiner (1983) weder von den Script-Theoretikern noch von Soziologen rezipiert. Heiner (1983) führt die Entstehung vorhersagbaren Verhaltens auf die Differenz zwischen der Entscheidungskompetenz eines Akteurs und der Schwierigkeit eines Entscheidungsproblems zurück. Gerade bei Entscheidungen unter Unsicherheit kann in der Beschränkung auf die Auswahl weniger Alternativen vorteilhaft sein. Daher ist vorhersagbares Verhalten keine „as if“-Simulation optimierenden Verhaltens, sondern dieses vorhersagbare Verhalten wird sich nur dann entwickeln, wenn die Akteure aufgrund unzureichender Information unfähig zum Maximieren sind (Heiner 1983:569). Unsicherheit wird also zum Ursprung vorhersagbaren Verhaltens. Heiner (1983) erklärt auf diese Weise mit einer formalen ökonomischen Argumentation die Entstehung von sozialen Institutionen, Instinkten, und „Prägungsverhalten“.

<sup>45</sup> Swann (1983:52) unterscheidet zwischen wirklichen Veränderungen des Selbstkonzepts und den kurzfristigen, durch experimentelle Effekte im Labor hervorgerufenen Veränderungen des „self-images“. Nur durch grundlegende Veränderungen der individuellen Opportunitätsstruktur zur Stabilisierung des Selbstkonzepts (Veränderung der Symbole zur Identifikations durch andere Personen, wie Kleidung, Haartracht usw., selektive Sozialkontakte usw.) sei eine dauerhafte Veränderung des Selbstkonzepts erreichbar. Vgl. ferner die Übersicht über die Effekte der Erwartungen anderer auf Verhalten bei Miller und Turnbull (1986).

<sup>46</sup> Das „Problem“ situationsabhängiger „multipler Identitäten“ kann somit kein Problem darstellen: Situationsabhängig ist (per Definition) die Auswahl der Handlungsvektoren (was dann stark übertrieben als „multiple Identität“ bezeichnet wird, vgl. hierzu Elster 1986). Nur falls diese Auswahl bewußt zwischen als „unvereinbar“ angesehenen Reaktionsmustern erfolgt, kann ein kognitives Problem entstehen, daß - wenn man ein Konsistenzbedürfnis als gegeben voraussetzt - mit den üblichen Rationalisierungsmechanismen (Verdrängen, Uminterpretieren, „Bekehrungserlebnisse“) angegangen werden kann. Eine 'picoökonomische' Interpretation solcher intraindividuellen 'Konflikte' findet sich bei Ainslie (1986).

<sup>47</sup> Eine sehr einfache Maximierungshypothese in dieser Hinsicht (neben sehr gewagten Analogien zur Quantenmechanik) findet sich in einem Aufsatz von Norem-Hebeisen (1981).

Die Entwicklung eines konsistenten Hypothesensystems über eigene Reaktionsschemata kann schon als „Identitätsbewußtsein“ aufgefaßt werden. Die üblicherweise in „Identitätstheorien“ zu findenden normativen Elemente scheinen uns aber eher auf einen anderen Aspekt von „Identität“ hinzuweisen. Im Laufe eines Lebens (insbesondere in hochdifferenzierten Gesellschaften) können mehrfache Hypothesenrevidierungen notwendig werden. Somit kann ein Individuum im Laufe seines Lebens nacheinander über völlig verschiedene Selbstkonzepte verfügen. Schon allein biologische Alterungsprozesse erzwingen (meist) mehrere Revisionen des Selbstkonzepts<sup>48</sup>. Während einer aktuellen „theoretischen Krise“ durch konkurrierende Interpretationen eigener Reaktionsmuster kann es situationspezifisch auch bewußte „Gestalt“- (oder auch „Paradigmen“-) Wechsel geben.

Langfristig wird sich durch Konsistenzbedürfnisse mit Ausnahme pathologischer Fälle allerdings eine mit eventuell revidierten früheren Konzepten vereinbare neue Konzeption durchsetzen. Allein durch das Erleben der zeitlichen Kontinuität der eigenen Person trotz wechselnder (aber eben - notfalls mit theoretischen Tricks<sup>49</sup> - vereinbarer) Interpretationen kann sich ein „**Identitätsbewußtsein**“ ausbilden. Empirisch weitaus häufiger als bewußte, alternative theoretische Konzeptionen über eigene Reaktionsmuster dürften allerdings kaum bewußt thematisierte, als selbstverständlich und natürlich betrachtete Reaktionsweisen sein: Identitätsbewußtsein entwickelt sich nur durch das Erleben von Krisen (der Nichtanwendbarkeit bewährter Reaktionsmuster). Solange die eigenen Reaktionsmuster stets erfolgreich bleiben, gibt es keinen Grund für einen reflexiven Akt. Erst wenn die angestrebten Ziele nicht mehr mit den üblichen Mitteln erreicht werden können (z.B. wenn soziale Anerkennung nicht mehr automatisch aus der körperlichen Anwesenheit folgt) setzt ein bewußter Denkprozeß ein. Das Ziel muß dann mit anderen Mitteln angestrebt werden, z.B. die Erlangung sozialer Anerkennung muß dann über andere Strategien erfolgen oder das Ziel kann aufgegeben werden („Bekehrungserlebnisse“). Da das Wissen um die Verwendung der alten Reaktionsmuster meist zumindest teilweise erhalten bleibt und die Person sich zumindest teilweise als physisch identisch mit dem alten Akteur auffaßt, muß eine kognitive Repräsentation dieser Abfolge existieren: Dies wird als Identitätsbewußtsein bezeichnet. Daß sich diese Krisen der nicht mehr anwendbaren

Handlungsvektoren in einer hochdifferenzierten Industriegesellschaft öfter ereignen als in einer Wildbeutergesellschaft (schon auf Grund der weit längeren Lebenserwartung), werden die kognitiven Repräsentationen („Die Geschichte meiner meist benutzten Handlungsvektoren“) umfangreicher. Dies ist natürlich auch die Ursache für die zunehmende Reflexion von „Identitätsproblemen“ insbesondere bei denjenigen Personen, die von unmittelbaren ökonomischen Zwängen der Lebensführung befreit sind.

## 1.5 Zusammenfassung und Schlußbemerkung

Individuen - so wird hier angenommen - handeln nach den Regeln der Wert-mal-Erwartungstheorie, d.h. im Sinne der Maximierung subjektiver Werterwartungen. Die vollständige Kalkulation aller Werterwartungen in einer Situation ist häufig nicht möglich (Unsicherheit) und meistens auch nicht notwendig, da auf in früheren Situationen bewährte Reaktionsmuster zurückgegriffen werden kann. Zusammengefaßt bezeichnen die in der Literatur zu findenden „habits“, „traits“, „scripte“ und unsere „Reaktionsmuster“ hier nichts anderes als gespeicherte Handlungsvektoren. „Identitäten“ sind dann Kategorisierungen von solchen Handlungsvektoren; das „Selbst“ ist die Gesamtheit aller jemals verwendeten Handlungsvektoren. „Selbstkonzept“ bezeichnet kognitive Hypothesen über die „eigenen“ Handlungsvektoren. Der Begriff „Identitätsbewußtsein“ bezeichnet die kognitive Repräsentation der Wahrnehmung der Kontinuität der eigenen Person trotz im Zeitablauf verschiedener kognitiver Hypothesen über die verwendeten Handlungsvektoren. Das „Selbstwertgefühl“ schließlich ist das Resultat der Beurteilung der Übereinstimmung tatsächlich verwendeter Handlungsvektoren mit „eigenen“ Maßstäben.

Obwohl die oben vorgelegten Konzeptspezifikationen und die damit verbundenen Hypothesen noch keine „integrative“ Identitätstheorie im strikten Sinn darstellen, scheint uns dieser Ansatz Vorteile gegenüber den anderen dargestellten Ansätzen zu besitzen: Die Grundbegriffe sind eindeutig definiert, Hypothesen und Definitionen sind (wie wir hoffen) getrennt, die Grundprinzipien stammen aus einer allgemeinen Theorie, der „subjective expected utility“-Theorie (die sich in anderen Gebieten bewährt hat), und die Hypothesen sind zumindest prinzipiell prüfbar. Um prüfbare Aussagen zu gewinnen sind allerdings zusätzliche, auf das jeweilige konkrete Explanandum bezogene, Spezifizierungen notwendig: Eine „allgemeine“ Theorie bedarf,

<sup>48</sup> Bzw. plastische Chirurgie, vgl. Swann (1983:37).

<sup>49</sup> Zu Mechanismen, die das Selbst-Konzept mit einer widersprüchlichen Realität in Übereinstimmung bringen, vgl. Swann (1983).

soll sie zur Erklärung (und damit auch zur Prognose) verwendet werden, zusätzlicher Annahmen und der Angabe der jeweils vorliegenden Randbedingungen. Beispiele für solche zusätzlichen Spezifizierungen bieten einige der Arbeiten in diesem Band.

## 1.6 Literatur

- Abelson, R.P. (1976): Script Processing in Attitude Formation and Decision Making; in: Carrol, J.S./Payne, J.W. (eds.): *Cognition and Social Behavior*, Hillsdale, S.33-45.
- Abelson, R.P. (1981): The Psychological Status of the Script Concept; in: *American Psychologist*, 1981, 36, S. 715-729.
- Ainslie, G. (1982): A behavioral economic approach to the defense mechanisms: Freud's energy theory revisited; in: *Social Science Information*, 21, S.735-770.
- Ainslie, G. (1986): Beyond microeconomics. Conflict among interest in a multiple self as a determinant of value; in: Elster, J. (ed): *The Multiple Self*, Cambridge, S.133-175.
- Baldwin, J.D. (1988): Habit, Emotion, and self-conscious Action; in: *Sociological Perspectives*, 31, 1, S.35-58.
- Bandura, A. (1978): The self system in reciprocal determinism; in: *American Psychologist*, 33, S.344-358.
- Beck, U. (1987): *Risikogesellschaft*, Frankfurt.
- Berger, P.L. und Luckmann, T. (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt/Main.
- Bernstein, R. (1979): *Restrukturierung der Gesellschaftstheorie*, Frankfurt.
- Blasi, A. (1980): Bridging moral cognition and moral action: A critical review of the literature; in: *Psychological Bulletin*, 88, S.1-45.
- Busch, H.-J. (1985): *Interaktion und innere Natur*, Frankfurt.
- Camic, C. (1986): The Matter of Habit; in: *American Journal of Sociology*, 91, 5, 1986, S.1039-1087.
- Carlson, L. und Carlson, R. (1984): Affect and Psychological Magnifications: Derivations from Tomkins' Script Theory; in: *Journal of Personality*, 52, 1, S.36-45.
- Chaiken, S. und Stangor, C. (1987): Attitudes and Attitude Change; in: *Annual Review of Psychology*, 38, S.575-630.
- Christie, R. und Geis, F.L. (1970): *Studies in Machiavellianism*, New York.
- Day, W. (1977): On the behavioral analysis of self-deception and self-development; in: Mischel, T. (ed.): *The self: Psychological and Philosophical Issues*, Totowa, New Jersey, S.224-249.
- Delamater, J. (1981): The Social Control of Sexuality; in: *Annual Review of Sociology*, 7, S.263-290.
- Duhm, D. (1984): *Angst im Kapitalismus*, Heidelberg.
- Elster, J. (1986): Introduction; in: Elster, J. (ed): *The Multiple Self*, Cambridge, S.1-34.
- Elwert, G. (1982): Probleme der Ausländerintegration; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, S.717-731.
- Epstein, S. (1979): Entwurf einer integrativen Persönlichkeitstheorie; in: Filipp, S.H. (ed.): *Selbstkonzept-Forschung*, Stuttgart, S.9-45.
- Epstein, S. (1983): The Unconscious, the Preconscious, and the Self-Concept; in: Suls, J. und Greenwald, A.G. (ed.): *Psychological Perspectives on the Self*, Vol. 2, Hillsdale, S.219-247.
- Erikson, E. (1973): *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt/Main.
- Esser, H. (1975): Interaktionsstrategien in nicht-definierten Situationen; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, S.690-705.
- Esser, H. (1983): Antrag auf Forschungsvorhaben: Kulturelle und ethnische Identität bei Arbeitsmigranten im interkontextuellen, intergenerationalen und internationalen Vergleich, unveröffentlichtes Manuskript, Universität-GH Essen, FB1.
- Esser, H. (1986): Können Befragte lügen? Zum Konzept des „wahren Wertes“ im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung; in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38, 2, S.314-336.

Esser, H. (1987): Warum die Routine nicht weiterhilft. Überlegungen zur Kritik an der „Variablen-Soziologie“; in: Müller, N. und Stachowiak, H. (eds.): Problemlösungsoperator Sozialwissenschaft, Stuttgart, S.230–245.

Filipp, S.H. (1979): Entwurf eines heuristischen Bezugsrahmens für Selbstkonzept-Forschung: Menschliche Informationsverarbeitung und naive Handlungstheorie; in: Philipp, S.H. (ed.): Selbstkonzept-Forschung, Stuttgart, S.129–152.

Gecas, V. (1982): The Self-Concept; in: Annual Review of Sociology, 8, S.1-33.

Gergen, K.J. (1977): The social construction of self-knowledge; in: Mischel, T. (ed.): The self: Psychological and Philosophical Issues, Totowa, New Jersey, S.139-169.

Gergen, K.J. (1982): From Self to Science: What is There to Know; in: Suls, J. (1982): Psychological Perspectives on the Self, Vol. 1, Hillsdale, S.129-149.

Gerhardt, U. (1971): Rollenanalyse als kritische Soziologie, Neuwied.

Goffman, E. (1980): Stigma, Frankfurt (4.Auflage).

Haferkamp, H. (1972): Soziologie als Handlungstheorie, Düsseldorf.

Haubl, R. und Molt, W. und Weidenfeller, G. und Wimmer, P. (1986): Struktur und Dynamik der Person, Opladen.

Heckmann, F. (1981): Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Stuttgart.

Hechter, M. (1987): Principles of Group Solidarity, Berkley.

Heiner, R.A. (1983): The Origins of Predictable Behavior; in: American Economic Reviews, 73, 4, S.560-595.

House, J.S. (1981): Social Structure and Personality; in: Rosenberg, M. und Turner, R. (eds.): Sociological Perspectives on Social Psychology, New York, S.525-561.

Isajiw, W.W. (1974): Definitions of Ethnicity; in: Ethnicity, 1, S.111–124

Joas, H. (1980): Praktische Intersubjektivität, Frankfurt.

Kinch, J.W. (1962/63): A Formalized Theory of the Self-Concept; in: American Journal of Sociology, 68, S.481–486.

Kirscht, J.P. und Dillhay, R.C. (1967): Dimensions of Authoritarianism. A Review of Research and Theory, Levington.

Krappmann, L. (1969): Soziologische Dimensionen der Identität, Stuttgart.

Langenheder, W. (1975): Theorie menschlicher Entscheidungshandlungen, Stuttgart.

Langer, E. und Blank, A./Chanowitz, B. (1978): The Mindlessness of Ostensibly Thoughtful Action: The Role of „Placebic“ Information in Interpersonal Interaction; in: Journal of Personality and Social Psychology, 36, 6, S.635-642.

Lewis, J.D. (1979): A social behaviorist interpretation of the meadian „I“; in: American Journal of Sociology, 85, S.261-287.

Lewis, M. (1986): Origins of Self-Knowledge and Individual Differences in Early Self-Recognition; in: Suls, J. und Greenwald, A.G. (1986): Psychological Perspectives on the Self, Vol. 3, Hilldale, S.55-78.

Loevinger, J. und Knoll, E. (1983): Personality: Stages, Traits, and the Self; in: Annual Review of Psychology, 34, S.195-222.

Loewald, H.W. (1978): Psychoanalysis and the History of the Individual, New Haven.

Luckmann, T. (1987): Personal Identity as an Evolutionary and Historical Problem; in: Meja, V. und Misgeld, D. und Stehr, N. (eds.): Modern German Sociology, New York, S.363-382.

Luckmann, T. und Berger, P. (1980): Soziale Mobilität und persönliche Identität; in: Luckmann, T. (1980): Lebenswelt und Gesellschaft, Paderborn, S.143-160.

Lynch, M.D. und Norem-Hebeisen, A.A und Gergen, K.J. (eds.) (1981): Self-Concept: Advances in Theory and Research, Cambridge, Mass.

Margolis, H. (1982): Selfishness, Altruism, and Rationality. Cambridge.

Markus, H. (1977): Self-Schemata and Processing Information About the Self; in: Personality and Social Psychology, 35, 2, S.63-78.

Markus, H. und Sentis, K. (1982): The Self in Social Information Processing; in: Suls, J. (ed.): Psychological Perspectives on the Self, Vol. 1, Hilldale, S.41-70.

Markus, H. und Wurf, E. (1987): The Dynamic Self-Concept: A Social Psychological Perspective; in: Annual Review of Psychology, 38, S.299-337.

Mead, G.H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt/Main.

Mccall, G. und Simmons, J. (1974): Identität und Interaktion, Düsseldorf.

- Mckenzie,R. und Tullock,G. (1984): Homo oeconomicus, Frankfurt.
- Miller,D.T. und Turnbull,W. (1986): Expectancies and Interpersonal Processes; in: Annual Review of Psychology, 37, S.233-256.
- Neubauer,W. (1976): Selbstkonzept und Identität im Kindes- und Jugendalter, München.
- Norem-Hebeisen,A.A. (1981): A Maximization Model of Self-Concept; in: Lynch,M.D. und Norem-Hebeisen,A.A. und Gergen, K.J. (eds). (1981): Self-Concept: Advances in Theory and Research, Cambridge, Mass., S.133-146.
- Oevermann,U. (u.a.) (1976): Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion; in: Auwärter,M .u.a. (eds): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, Frankfurt/Main, S.371–403.
- Opp,K.D. (1972): Verhaltenstheoretische Soziologie, Reinbek.
- Opp,K.D. (1979): Individualistische Sozialwissenschaft, Stuttgart.
- Opp,K.D. (1984): Soziale Probleme und Protestverhalten, Opladen.
- Parsons,T. (1986): Akteur, Situation und normative Muster. Ein Essay zur Theorie sozialen Handelns, Frankfurt/Main.
- Pervin,L.A. (1987): Persönlichkeitstheorien, München.
- Petryszak,N. (1979): The biosociology of the social self; in: Sociological Quarterly, 20, S.291-303.
- Rabow,J. (1983): Psychoanalysis and Sociology; in: Annual Review of Sociology, 9, S. 555-578.
- Reck,S. (1981): Identität, Rationalität und Verantwortung, Frankfurt.
- Ritsert,J. (1980): Die gesellschaftliche Basis des Selbst; in: Soziale Welt, 31, 3, S.288-310.
- Rosenberg,M. (1981): The Self-Concept: Social Product and Social Force; in: Rosenberg,M. und Turner,R. (eds.): Sociological Perspectives on Social Psychology, New York, S.593-624.
- Schank,R. und Abelson,R.(1977): Scripts, Plans, Goals and Understanding: An Inquiry into Human Knowledge Structures, Hillsdale.
- Schank,R. (1982): Dynamic Memory, A Theory of Reminding and Learning in Computers and People, Cambridge.
- Sears,D.O. (1987): Political Psychology; in: Annual Review of Psychology, 38, S.229-255.
- Sechehaye,M. (1970): Autobiography of a schizophrenic girl, New York.
- Siegert,M.T. und Chapman,M. (1987): Identitätstransformationen im Erwachsenenalter; in: Frey,H.-P. und Hausser,K. (eds.): Identität, Stuttgart, S.139–150.
- Singer,J.L. und Kolligian, J. (1987): Personality: Developments in the study of Private Experience; in: Annual Review of Psychology, 38, S.533-574.
- Skinner,B.F. (1986): Is it Behaviorism? in: Behavioral and Brain Sciences, 9, S.716.
- Snyder,M. und Campbell,B.H. (1982): Self-Monitoring: The Self in Action; in: Suls,J. (ed.): Psychological Perspectives on the Self, Vol. 1, Hillsdale, S.185-207.
- Stryker,S. (1976): Die Theorie des symbolischen Interaktionismus; in: Auwärter,M. u.a. (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion und Identität, Frankfurt, S.257-274.
- Stryker,S. (1981): Symbolic Interactionism: Themes and Variations; in: Rosenberg,M. und Turner,R. (eds.): Sociological Perspectives on Social Psychology, New York, S.3-29.
- Suls,J. (1982): Psychological Perspectives on the Self, Vol. 1, Hillsdale.
- Suls,J. und Greenwald,A.G. (1983): Psychological Perspectives on the Self, Vol. 2, Hillsdale.
- Suls,J. und Greenwald,A.G. (eds.) (1986): Psychological Perspectives on the Self, Vol. 3, Hillsdale.
- Swann,W.B. (1983): Self-Verification: Bringing Social Reality into Harmony with the Self; in: Suls,J. und Greenwald,A.G. (eds.): Psychological Perspectives on the Self, Vol. 3, Hillsdale, S.33-66.
- Wilpert,C. (1980): Die Zukunft der Zweiten Generation, Königstein.